



Von der Odyssee der Maria Neumaier

aufgeschrieben von ihrem Enkel Helmut Geiss

Im Jahre 1900 wurde sie geboren, als Maria Rankl im Beihof bei Zwieselau. Der Vater war Holzhauer in gräflichen Diensten, die Mutter hatte mit den sieben Kindern genug zu tun. Die „Mare“ war die Älteste und musste ihre sechs Geschwister mit großziehen. Im Kleinkindesalter zog sie das erste Mal um, in ein Haus in Pochermühle, nur wenige Kilometer entfernt.

Als die Mare (die meine Oma ist) an Allerheiligen 1982, an einem wunderschönen Herbsttag, das Grab ihres mit 89 Jahren verstorbenen Vaters Max Rankl besuchte, fing sie zu erzählen an.

„Da oben bin ich auf die Welt gekommen!“, sagte sie nachdenklich und deutete zum Beihof hinauf. Ich ließ es mir genau erklären. An der bezeichneten Stelle steht noch die Ruine des Hauses.

Auf meine Frage, ob ihnen das Haus gehört hatte, schüttelte sie nur unwillig den Kopf. Wie konnte man nur so dumm fragen, wo doch hier alles der Gräfin gehörte.

Vor der Friedhofstür bewunderte ich die herrliche Birkenallee.

„Die hab ich einmal gepflanzt!“ sagte die Oma grad so, als sei dies das Selbstverständlichste der Welt. „Du?“ entfuhr es mir bewundernd.

„Naa, ned ich allein“, sagte sie in ihrer etwas ungeduldigen Art, weil ihr schon wieder etwas anderes durch den Kopf ging. Ich bohrte nach.

„In den Schulferien haben wir die Birken gepflanzt, meine Freundin und i...“, erklärte sie.

„Dann sind die Birken also so alt wie du“, stellte ich fest und streichelte ehrfürchtig die dicke Rinde.

Um den strahlenden Spätherbsttag noch ein wenig auszukosten, beschlossen wir – die Oma und meine achtjährige Tochter waren gleich Feuer und Flamme – am Rieshausweg, oberhalb des gräflichen Schlosses - noch Kastanien zu sammeln.

Nun erlebte ich wie sich die alte Frau an den glänzenden Früchten ebenso freuen konnte wie ihre Urenkelin. Offensichtlich fühlte sie sich in ihre Kindheit zurückversetzt. Sie sammelte so eifrig, dass ich gesundheitliche Bedenken äußerte, wegen ihrer Herzerkrankung, die sie seit einiger Zeit ans Haus fesselte. Unwillig winkte sie ab, so als wolle sie eine lästige Fliege wegwischen. Dann erzählte sie, wie sie als Kinder von Pochermühle aus im Winter zur Schule gegangen waren und wie sie von den gefrorenen Beeren der Ebereschen naschten, die den Schulweg begleiteten.

„Wennses gfreah ghod hod, warns recht siaß...!“ Und nach einer Pause: „Mei, samma mia oam gwen, damois...“

Sie schwieg eine Weile und gab sich dem vertrauten Panorama hin, auf der einen Seite Hennenkobel und Arber, auf der anderen Seite der Rachel. Dann berichtete die Oma, wie sie am Neujahrstag immer zum „Neujahrsabgewinnen“ ins Schloss gehen durften und nach einem aufgesagten Versal die Schürzen aufhalten durften, die man mit Äpfeln füllte. „No hods a Zeit ebbs vo Epfe gem...“

Ich fragte, ob sie nicht selber Äpfel hatten. Mare meinte, dass es wohl Kornäpfel im Sommer gegeben habe, aber Lageräpfel habe man keine gehabt.

Dann erzählte sie, wie die in gräflichen Diensten stehenden Männer ebenfalls ihrer Herrschaft Neujahrswünsche brachten und dafür mit ein paar Mark entlohnt wurden. Ihr Vater habe immer die Hälfte für sich behalten und sei damit zum Eistockschießen nach Unterzwieselau gegangen und danach habe er sich eine Maß Bier im Dorfwirtshaus genehmigt.

Ich stellte fest, dass damals offenbar alleine aus wirtschaftlichen Gründen bedeutend weniger getrunken und geraucht worden war, als heute.

Mare winkte ab. Am Sonntag, nach dem Kirchengang haben die Männer oftmals eine Zigarre geraucht. Und Kinder und Frauen haben sich in die Nähe gestellt, um auch etwas von dem aromatischen Rauch mitzubekommen...

Ich fragte, wie oft es damals Fleisch gegeben habe.

Die Oma winkte erneut ab. „Ganz selten oder gar nicht. Und wenn, dann hat grad der Vatta etwas bekommen“.

Ich fragte nach, was sie denn sonst gegessen haben.

„Eapfe, Brout und Milchsuppn“, war die Antwort. Na ja, und im Summa Kersch- und Hoiwawagga... Aber auch nicht als Hauptspeise, denn soviel hätte die Mutter nie machen können um mit Obstkuchen die acht Kinder satt zu bekommen. „Vorher hods owei Eapfe oda an Guguruz gem...!“

Mit 14 Jahren, nach der Feiertagsschule, kam die Mare zu Verwandten nach Wien. Diese waren vergleichsweise wohlhabend und besaßen zwei Häuser, eines auf dem Land mit einer Obstplantage, wo sie während des Sommers lebten, und ein Mietshaus in der Stadt, wo sie im Winter wohnten.

Der Onkel betrieb ein Möbelgeschäft, war aber anscheinend mit seinen Plüschmöbeln nicht besonders erfolgreich und machte nebenher eine Ausbildung als Bankkaufmann.

Die Mare musste viel arbeiten und bekam wenig zu essen. Sie erzählte, in ihrem ganzen Leben nicht soviel gehungert zu haben wie damals. Schlafen musste sie auf einem Kanapee und jeden Tag bereits um 4 Uhr aufstehen. Sie wurde nicht nur im Haushalt kräftig eingespannt sondern musste sich auch noch um die 223 Obstbäume und den Garten kümmern. (Erstaunlich, wie sich die Zahl der Obstgehölze in das Gedächtnis eingegraben hatten...)

Als der Onkel sie wieder einmal schlecht behandelte und handgreiflich wurde, schrieb eine jüdische Familie, die als Mieter im Haus wohnten (Zitat: „Echte, guade Juden!“) an Mares Vater im Felde (1. Weltkrieg). Dieser schrieb zurück und forderte Mare auf sofort nach Hause zurückzukehren. Falls der Onkel sie nicht ziehen ließe, drohte er mit seinem Leutnant vorbeizukommen...

So kam Mare also nach zwei Jahren in Wien wieder nach Hause.

Ihr Vater hatte auch sofort eine Erklärung dafür, dass sie in diesen zwei Jahren nicht mehr gewachsen sei: „Wärsd dahoam bliedn und hättst an Guguruz gessen, wärsd so groß woan wie die andan...“

Mare blieb einige Zeit daheim in Pochermühle, bis eine Tante kam und sie mit zwei ihrer Schwestern nach Garmisch mitnahm. „Nach und nach hods uns ghoid“.

In Garmisch und zeitweise auch in Partenkirchen arbeitete die Mare einige Jahre in der Gastronomie. Anfangs wohl als Spülerin, später eigenverantwortlich in der Küche. Stolz berichtete sie, dass sie in einem Hotel ganz alleine fürs Frühstück zuständig war und von den Gästen oft für ihr Garniertalent gelobt wurde.

Im Sommer 1923 wurde sie wieder nach Hause geholt, weil die Mutter Zwillinge gebar und tatkräftige Hilfe brauchte.

Mare fand eine Stelle als Kindermädchen beim Apotheker Reinprechter in Zwiesel und lernte in diesen Jahren den „Schaurer Sepp“, wie ihr späterer Ehemann mit Hausnamen hieß, kennen.

Er schrieb sich Josef Neumaier, stammte aus Lindberg, die Mutter war die Franziska Neumaier, genannt „Schaurer Franz“, sein Vater der Maurer Josef Stern aus Lichtenthal, aus dem letzten Haus in der Häuserzeile vor der Abzweigung nach Griesbach .

Mares Freund hatte erst in der Tafelglashütte in Buchenau gearbeitet, war, als die Hütte zumachte eine Zeitlang Holzhauer und fand schließlich Arbeit als Glasmacher in der Poschinger Hütte in Theresienthal.

1924 heiratete Mare ihren Sepp und sie wohnten die erste Zeit im „Gschwendner Haisl“ in Theresienthal (das in den Tagen, in denen dieser Bericht verfasst wurde, einem Feuer zum Opfer fiel).

Mares erstes Kind kam tot auf die Welt. Insgesamt gebar sie fünf Kinder, von denen drei am Leben blieben.

1925 zog die Familie nach Frauenau-Althütte, wo der Sepp Arbeit in der Glashütte fand. 1926 wurde meine Mutter Martha Maria geboren.

War es Fernweh oder die schlechte wirtschaftliche Lage, die die Großeltern wenige Jahre später veranlasste, die Heimat zu verlassen? War es das gewerkschaftliche Engagement des Großvaters, wie die Großmutter vermutete?

Auf jeden Fall wurde der Schaurer Sepp mit zwei Kollegen von einem Tiroler Hüttenmeister geworben. Die Entscheidung fiel bei einem Treffen im „Matthäuser“ in München. Die drei Glasmacher bekamen einen Vorschuss und für den Umzug einen Güterwaggon gestellt. Die Glasmacher konnten zwischen Arbeitslosigkeit in der Heimat wählen oder einem Nomadenleben, in dem sie der Arbeit hinterher zogen. Es war eine wirtschaftliche harte Zeit, viele Glashütten hatten zeitweise keine Arbeit oder machten ganz dicht.

Die Neumaiers zogen also nach Kramsach in Tirol. In diesen Jahren gebar Mare zwei Söhne, Josef und Wigg.

Dann machte auch in Kramsach die Glashütte zu.

Der Großvater fuhr nach Ungarn, weil er dort Arbeit angeboten bekam. Die Familie wollte er nachholen, wenn mit der Arbeit und der Wohnung alles geklärt war. Doch es wurde nichts daraus. Nach einigen Monaten kam er wieder zurück. Die Neumaiers zogen zurück in den Woid. Bis eines Tages erneut ein Hüttenmeister „böhmische Glasmacher“ suchte.

Mit diesem Begriff wird eine bestimmte Art Hohlglas zu machen beschrieben. Die „böhmische Art“ unterscheidet sich von der „rheinischen Art“ unter anderem durch die Form der Glasmacherpfeife.

Von den Hüttenherren wurden gerne ganze Teams angeworben, also 4-6 Glasmacher samt Werkzeug. Zum Team gehörten der Kölblmacher, der Keier, der Einblaser und der Meister, der auf der Bank sitzt und deswegen auch „Bangler“ genannt wird und Stiele und Bodenplatten für Kelche, Henkel usw. fertigt. Ferner gehören zur Truppe auch noch Hilfskräfte wie ein Modelhalter und Einträger.

Wie die Großmutter berichtete, heuerten die Glasherren die Arbeitsgruppen über den Meister an, im vorliegenden Fall also über den Großvater. Der hatte dadurch eine gewisse Machtposition und verteilte die Aufgaben und auch den Lohn. Die Unternehmer brauchten sich also nicht mit allen Beschäftigten, sondern alleine mit dem Meister auseinandersetzen. Dieser trugen letztlich das gesamte Risiko und führten ein strenges Regime. Da möglichst viele Familienmitglieder ins Team aufgenommen wurden, wurden diese oft mit einem Taschengeld abgespeist. Wie ich hörte, war der Großvater ein strenger Mann und so hart wie die Zeiten, in denen er lebte.

Die Odyssee der Neumaiers ging weiter, die nächste Station war Düren. Es folgten Weilheim in Westfalen, Kanap bei Essen, Ichendorf bei Köln und schließlich Harrachsdorf im Riesengebirge. 1939 kamen sie dort an und für ganze sechs Jahre sollten sie dort ein Zuhause finden. Wie freuten sich die Kinder, nicht mehr dauernd die Schule wechseln zu müssen!

Für die Familie war dies, trotz des Krieges, offensichtlich eine recht glückliche Zeit. Die Arbeit in der Glashütte entsprach den Erwartungen und der Großvater wurde die ersten Kriegsjahre wegen seines Alters und mehrerer Kriegsverletzungen aus dem 1. Weltkrieg nicht eingezogen. Auch die Großmutter fand eine verantwortungsvolle Arbeit als Köchin. Da sich der Großvater aber gänzlich den Nazis verweigerte, wurde er, wie die Oma berichtete, schließlich doch noch eingezogen.

Als der Großvater vom Krieg nach Hause kam, fand er seinen schwerverletzten Sohn vor. Dann kam die Ausweisung. Die Tschechen hatten an die Hautür der Deutschen einen Zettel gehängt, auf dem stand, bis zu welchem Tag sie das Haus zu verlassen hatten. Wenn ich mich recht erinnere stand wohl auch darauf, dass keine Person mehr als dreißig Kilo Gepäck mitnehmen durfte. Die Mame und die Kinder waren verzweifelt, der Vater noch immer im Krieg. Das Wundersame: An dem Tag, als sie das Haus verlassen mussten, kam er nach Hause... Ihn empfing nicht nur die niederschmetternde Botschaft der Vertreibung, sondern auch noch der verletzte jüngste Sohn Wigg, der eine schwere Beinverletzung hatte, denn flüchtende SS hatten Waffen und Sprengstoff in einen Weiher geworfen und Wigg und andere Kinder waren durch eine Explosion schwer verletzt worden.

Mit einem kleinen Handwagen, auf dem sie nur das Nötigste verstauen durften, zogen sie nach Voigtsdorf in Schlesien. Dort fand der Großvater für sieben Monate Arbeit, er bildete berufsfremde junge Polen als Glasmacher aus.

Schließlich brauchte man ihn nicht mehr und die Odyssee führte die Familie weiter nach Hirschberg. Nach einem halben Jahr wurden sie auch von dort vertrieben. In einem Viehwaggon wurden sie, zusammengepfercht mit anderen Flüchtlingen, in achttägiger Fahrt nach Hannover-Schmünden verfrachtet. Nach einem Monat in einem Auffanglager erwirkte der Großvater bei den Alliierten die Erlaubnis, in die bayerische Heimat zurückkehren zu dürfen.

Dort glücklich gelandet, mussten sie wieder völlig von vorne anfangen, sie besaßen nicht mehr, als was sie auf dem Leib trugen. Ihre bescheidene Habe hatten sie im Riesengebirge zurücklassen müssen.

Die erste Zeit fanden die Neumaiers Unterschlupf auf dem Dachboden des Urgroßvaters Max Rankl in Pochermühle, dann wechselten sie in eine kleine Wohnung in Zwiesel in der Bergstraße, bis sie im Hause des Großvaters Josef Stern in Lichtenthal eine Bleibe angeboten bekamen.

1948 ging die Odyssee weiter. In Neustadt, an der Waldnaab, fand der Großvater wieder Arbeit als Glasmacher. Damals stieg meine Mutter aus der Odyssee aus und heiratete den Zwieseler Eisenbahner Josef Geiss aus der Klotzersiedlung, aus deren Ehe der Autor dieser Zeilen und mein Bruder Werner hervorgingen.

Die Neumaiers zogen weiter nach Warmensteinach, dann nach Oberhausen in den Kohlenpott, von dort nach Kufstein, dann nach Salzburg, dann wieder nach Kufstein und

landeten schließlich für die letzten Arbeitsjahre in Ludwigsthal. In der dortigen Glashütte fand der Großvater Arbeit, zeitweise auch in Regenhütte... Wer will es nachmachen: mit über 60 Jahren im Winter zu Fuß um 3 Uhr Früh durch den Schnee nach Regenhütte stapfen?

Dann kam endlich die Rente...

Was war der Motor für diese Odyssee durch das 20. Jahrhundert? War es Fernweh und die Lust am Reisen?

Wer dies behauptet, verspottet meine Großeltern. Nach meiner Einschätzung war es gut zur Hälfte die Not, die einen Glasmacher, der auch als Glasmacher arbeiten - und sich nicht allen Arbeitsbedingungen beugen - wollte, vor sich hertrieb. Doch aus diesem Satz geht es schon hervor - ein wenig war es auch Stolz, sich nicht unter jede Knute beugen zu wollen... Und ein wenig war es wohl auch ein Hoffen auf ein besseres Leben, denn weitgereiste Glasmacher waren bei den Hüttenherren durchaus gefragt, impften sie doch mit der Erfahrung vieler Glasöfen die eigene Hütte. Und – sagen wir zu zehn Prozent, wurde das Herumziehen auch ein Jagen nach dem Glück, das sich ja bekanntlich mit derselben Geschwindigkeit entfernt, mit der man ihm nachjagt. Aber Übermut, Übermut war es mit Sicherheit nicht.

Die „Neumaier-Oma“ war mir immer etwas Besonderes. Die Reisen zu ihr gehören zu meinen frühesten Erinnerungen. Ich erinnere mich ans Ruhrgebiet. Die Namen „Essen“, „Oberhausen“ lösen in mir vertraute Gefühle aus, ebenso die Atmosphäre der großen Bahnhöfe, rußgeschwärzte Hallen, das Zischen der Dampfventile, Kohlengeruch (...) Oder Spaziergang am Rhein, spritzende Motorboote, Flussschlepper, ich huckepack auf dem Rücken eines Onkels, Selters in grünen Flaschen, mein erster Erdbeerkuchen mit Schlagsahne, verwilderte Grundstücke in der Stadt, die man wegen Blindgängern nicht betreten durfte...

Oder Kufstein. Die heiß geliebte Festung, der grüne Inn, das Denkmal von Andreas Hofer, vor dem ich mich immer ein wenig fürchtete, der Wilde Kaiser, Bendorf Schokolade, Strohrum, gelber Polentagries, ein Dackel, der geduldig die Blätter durchkaute, die ich ihm fütterte (...).

Dann gab es noch die Mecki-Postkarten, die mir die Oma immer schickte und die Geschenke, wenn sie zu Besuch kam.

Als sie dann in Ludwigsthal wohnten, werden meine Erinnerungen umfangreicher, es waren schon meine ersten Schuljahre. Die Großeltern wohnten im dritten Glasmacherhaus mit dem Krüppelwalmdach, die Hausseite zum Tunnel hin. Vor dem Haus die mächtige Kopfweide, daneben der Brunnen mit dem Holztrog. Ach, was war ich gerne in Ludwigsthal!

An der Hauptstraße vorne, gegenüber der Glashütte, stand ich mit den Dorfkindern und habe „Chewing-Gum“ gerufen, wenn farbige GIs mit ihren Cheeps vorbeifuhren. Einmal haben sie mir eine Büchse Kakao zugeworfen. Als ich die Trophäe stolz zu Hause präsentierte, schimpfte mich der Vater wegen der Bettelei.

Am Vormittag durfte ich Großvater die Brotzeit in die Glashütte bringen. Wenn ich nur daran denke, meine ich noch den typischen Glashüttengeruch in der Nase zu haben, den ich als vertraut empfand. Vor dem Haus lag der Brunnen, der gehörte wie heute ein Badezimmer

zum Haus. Die Glashütte, etwa zweihundert Meter entfernt, gehörte ebenfalls dazu. Es war wie aus einem Zimmer ins andere gehen. Verkehr gab es keinen. Ich erinnere mich nur an die gelegentlichen Armeefahrzeuge der Besatzungsmacht und ans Postauto, mit dem man auch mitfahren konnte.

Erneuter Umzug, als der Großvater Rentner wurde. „Gottseidank“, sagte die Oma, denn die Hüttenwohnung war kalt und feucht. Sie zogen dann durch den „Durchloss“, den Tunnel also, am Schleicher vorbei nach Kreuzstraß. Dort hatte eine Berliner Arztfamilie ein großes Haus mit einer Hausmeisterwohnung gebaut, unterhalb des Dorfes auf einem großen umzäunten Grundstück.

Die Großeltern durften in dem Neubau umsonst wohnen, mussten aber Hausmeisterdienste verrichten. So komfortabel hatten sie es früher nie gehabt, die Wohnung besaß ein Badezimmer und ein Wasserklosett, was auch für mich eine Neuheit war, denn das Elternhaus am Klotzer hatte bis 1969 einen Plumps-Abort, den ich wegen meiner feinen Nase verabscheute...

Kreuzstraß wurde zu einem geliebten Ort! Die Familie des Berliner Doktors war nur wenige Wochen im Jahr da, das Anwesen gehörte den Rest der Zeit quasi uns... Das Haus lag direkt am Wald, ja der Wald mit seinen Früchten schien direkt mit zur Wohnung zu gehören! Ich durfte alleine durch den Wald streifen, in die „Schwamma geh“, „Hoibazupfa“, „Buulkiasammeln“, (der Großvater sagte „Kiahbuul“ dazu).

Der Großvater war ein leidenschaftlicher Holzwaagler und vor dem Haus stapelte sich eine Holzschare an der anderen. Er war auch ein fleißiger „Hoibabrocka“ und nichts liebte ich mehr als Omas Hoibawagga, einmal habe ich zehn Stück gegessen (sie hatte so eine besondere kleine Pfanne...)

Die Großeltern hatten schon seit der Ludwigsthaler Zeit einen Schäferhund, mit dem ich gerne herumtobte. Die Dorfbuben nahmen mich zum Schwarzfischen am Kolbersbach mit und gerne ging ich mit der Großmutter ins benachbarte Dorf Lindbergmühle, wo es einen Laden mit herrlichen Leckereien gab. Der Großvater ging dort einmal in der Woche ins Wirtshaus an der „Maej“ und kam niemals von alleine nach Hause. Er war es gewohnt, dass die Oma ihn nach Hause holte. Ich glaube, sie ist auch gerne ins Wirtshaus gegangen.

Irgendwann ist den Großeltern die Arbeit auf dem großen Grundstück zuviel geworden und da die andere Doppelhaushälfte unseres Hauses am Klotzer wegen des Ablebens der Besitzer frei geworden war, zogen die Mare und der Schaurersepp ein letztes Mal um, zu uns nach Zwiesel.

Auch von hier zog der Großvater mit seinem Motorrad und dem Anhänger weiter los um auf einem angehängten „Zwieradler“ Brennholz zu holen, wobei ihm der zunehmende Autoverkehr sein Hobby bald verleidete. Von der Böhmergasse aus sah er sich am Sonntag gerne das Fußballspiele an, er traf sich da immer mit Arbeitskollegen. Auch auf der „Rentnerbank“ vorm Zwiesler Rathaus saß er gerne mit anderen älteren Herren in der Sonne zusammen. Heute gäbe ich viel dafür dabei als Mäuschen zuhören zu dürfen, denn was hatte diese Generation alles ertragen müssen. Zwei Weltkriege in einem Leben! Soviel Not, soviel Leid!

Bei schlechtem Wetter blieb der Schaurer zu Hause und segierte die Oma, wobei ich immer das Gefühl hatte, dass sich die Beiden sehr zugetan waren und sich blind verstanden. Ab und zu rauchte er eine halbe Zigarette, die andere Hälfte hob er sich für später auf. Er konnte es nicht lassen, obwohl sie ihm nicht gut taten, wie er mir einmal sagte.

An den Sonntagen ist das alte Paar mit dem Motorrad gerne in Richtung Ludwigsthal und Lindberg weggefahren. Fußball und Eisstockschießen haben den Großvater interessiert, Bekanntenbesuche die Oma. Und gerne sind sie anschließend in „ihrem“ Wirtshaus eingekehrt.

Die Großeltern unternahmen vieles gemeinsam, was bei den alten Ehepaaren in unserer Gegend eher selten war. Aber die beiden kannten die Welt und haben ihre eigenen Bräuche entwickelt. Aber ihre lange Odyssee hat sie zusammengeschweißt. Der Großvater, mit seinem martialischen Schnurrbart, sah ein wenig aus wie Kaiser Franz-Josef (oder so ähnlich) und war das, was man heute einen Matcho nennt. Aber gemacht wurde letztlich doch das was die Oma wollte... Er war stolz, streng, grantelnd und auch weil ihm das Bier so schmeckte, hat es die Oma alles andere als leicht gehabt mit ihm. Sie – das Gegenteil, einführend, alles verstehend und verzeihend.

Als der Großvater 1973 mit 79 Jahren starb, brach für Mare die Welt zusammen. Der Mann, der über 50 Jahre ihr Leben so bestimmt hatte, war nicht mehr. Was hatten sie nicht alles zusammen durchgemacht!

1974 kam unsere Tochter auf die Welt und die Mare hatte mit ihrer Urenkelin große Freude. Doch auch sonst öffnete sich die Oma wieder dem Leben, sie wurde Stammgast beim Altenclub, kümmerte sich um gehbehinderte Senioren im Altersheim und begann zu verreisen, wenn sich auch nur eine Gelegenheit dafür bot. Über Jahre hat sie wohl kaum eine der bekannten „Kaffeefahrten“ ausgelassen und sich dabei so manche Zeitschrift oder Heizdecke andrehen lassen. (Meine Aufgabe war es dann, die Verträge immer wieder rechtzeitig zu kündigen...)

Was soll ich sagen- unsere Oma und Uroma war ständig auf Achse, besuchte Verwandte in München, Stuttgart und in Tirol, interessierte sich für alles Weltgeschehen und kannte jeden Politiker, und freute sich auch noch ihres Lebens, als es ihr gesundheitlich nicht mehr so gut ging. Sie freute sich auch noch über ihren 90. Frühling so, als sei es der erste und Blumen waren ihr, neben Kindern, das Liebste auf der Welt. Die letzten Jahre ihres Lebens verbrachte sie im Zwieseler Altenheim, dort also, wo sie zehn Jahre lang als gute Fee gewirkt hat. 1991, also 18 Jahre nach ihrem Sepp, starb auch sie.

Ein Vers ihres Altersgenossen Bert Brecht beschreibt auch ihre Lebenshaltung:

„Laß dich nicht belügen
dass Leben wenig ist!
Schlürf es in vollen Zügen
Es kann dir nicht genügen
- wenn es vorüber ist!“

Mehr von den Neumaiers auf meinem „Totenbrett im Net“

http://www.hgeiss.de/totbrett/neum_m/m_neum.htm

http://www.hgeiss.de/totbrett/neum_j/j_neum.htm

Ich habe den Großeltern auch versucht musikalisch ein kleines „Denk“-Mal zu setzen, der Großmutter habe ich es zu ihrem 85. geschenkt, worüber sie sich sehr gefreut hat.

„I hob einfach koan Sitzadn“ http://www.hgeiss.de/totbrett/neum_m/234.mp3

„Mei Groußvoda, da Schaura Sepp“ http://www.hgeiss.de/totbrett/neum_j/056.mp3

